

Predigt am 20. Sonntag Lj. A – Mt 15,21-28 – 18.08.02

Wir sind es gewohnt, in Jesus den unentwegt guten, selbstlosen, sanften und einfühlsamen Heiland zu sehen. Hinzu kommt, daß wir stillschweigend davon ausgehen, daß all diese Tugenden von vorneherein bei ihm da waren, weil er ja „Gottes Sohn“ war und Gott ihm – wie in einem Paket – alles mitgegeben hat, was ihn uns göttlich und damit als Vorbild erscheinen läßt.

Dieses idealisierte Bild von Jesus bekommt nach dem Hören des heutigen Evangeliums einen gehörigen Sprung. Da sehen wir Jesus gereizt, genervt – wie wir heute sagen; wir erleben ihn abweisend, unfreundlich, menschen- und frauenverachtend. Unbeeindruckt von der Not dieser kanaänäischen Frau erklärt er sich kurzerhand und wie ein herzloser Beamter für nicht zuständig. Seine Begründung: Ich bin nur für mein eigenes Volk da; die Heiden, die er zu „Hunden“ erklärt, sind ihm gleichgültig. In Wahrheit ist es die heidnische Frau (!), die er abblitzen läßt. Der heidnische Mann – denken wir an den römischen Hauptmann von Kapharnaum, der mit einem ähnlichen Anliegen zu ihm kommt – er kommt besser weg: *„Ich will kommen und ihn gesund machen!“* Da braucht es plötzlich keine Vorwände und Ausreden mehr!

Man hat das Anstößige dieser Szene, das Abstoßende seines Verhaltens dadurch zu beseitigen oder zumindest zu mildern versucht, daß man Jesu anfängliches Zögern als bewußte Prüfung des Glaubens jener Frau gedeutet hat. Auf dramatische Weise wolle Mt hier zeigen, wie geschickt Jesus seinen Jüngern einen beharrlichen Glauben vor Augen stellen wolle. Ich halte das für ein typisches Wunschdenken, um sich nicht mit der störenden Tatsache auseinandersetzen zu müssen, daß Jesus eben auch ein Lernender war – und noch dazu einen ganz entscheidenden Lernschritt einer Frau (!), dieser Frau, sogar einer heidnischen Frau verdankte.

Erst in der Begegnung mit dieser Frau, die ihm die ganze Enge seines Denkens, die Borniertheit seiner religiösen Vorurteile, die Unbarmherzigkeit seines Verhaltens – wie in einem Spiegel – vor Augen führte, entdeckt Jesus, daß sich der Heilsplan Gottes auf alle Menschen erstreckt, wie es schon beim Propheten Jesaja (1. Lesung) angedeutet war. Ganz offensichtlich war es für Jesus ein echter, ja schmerzhafter Lernprozeß, die dogmatischen Grenzen und Ausgrenzungen Israels zu überwinden und zu jener Universalität zu finden, die schließlich für seine Botschaft und für die junge Kirche kennzeichnend wurde.

Und das wiederum imponiert mir: Jesus ist Mann's genug, sich von einer heidnischen Frau korrigieren, um nicht zu sagen: entwaffnen zu lassen – noch dazu in aller Öffentlichkeit. **Christa Mulack** zieht dieses Fazit aus dieser Geschichte: *„Nur weil Jesus durch die Phase der Frauenverachtung gegangen ist und bereit war, sich eines Besseren belehren zu lassen, konnte er zum Lehrer anderer werden, - denn hinter ihm stand die Autorität der Selbsterfahrung.“* (in F. Alt: Jesus – der erste neue Mann)

Kurzum: Ich finde nicht, daß das ein Angriff auf Jesu göttliche Herkunft und Sendung ist. In der ganzen Hl. Schrift beobachten wir eine Entwicklung in der Gottesoffenbarung und Gotteserfahrung. Was wir heute als unseren christlichen Glauben und unsere christlichen Wertvorstellungen bezeichnen, ist nicht vom Himmel gefallen. (Das z. B. unterscheidet uns vom muslimischen Verständnis der Hl. Schrift des Koran!) In einem mühsamen Ringen – mit unendlich vielen Rückschlägen – kommt schließlich das zum Vorschein, was wir dann gerne zurückprojizieren möchten in die Gestalt Jesu, um ein möglichst harmonisches Bild von ihm zu haben.

Muß ich eigens betonen, wie aktuell diese Überlegungen für uns hier und heute sind? Nicht etwa nur, was unseren Umgang mit andersartigen Menschen und Überzeugungen betrifft und die vielen Ausgrenzungen und Vorurteile, die wir überwinden müssen, wenn wir wahrhaft zu Jesu Jüngern gehören wollen. Wir müssen Lernende bleiben als Christen und auch als katholische Kirche – nicht zuletzt was die Stellung der Frau in der Kirche und die Frage ihrer Teilhabe am geistlichen Amt betrifft. Wir müssen lernen, daß es gut ist, wenn es auch in der Kirche, in ihren Prinzipien, in ihrer Ordnung und Disziplin eine Entwicklung gibt – und eben nicht alles (!) von vornherein feststeht – so als sei es vom Himmel gefallen, was Gott von uns will und zu tun aufgetragen hat.

Das II. Vatikanische Konzil hat nicht zuletzt deshalb so viele Turbulenzen ausgelöst, weil es einen geradezu epochalen Abschied von einem Kirchen- und Traditionsverständnis darstellt, das ohne Abgrenzungen und Verketerungen nicht auskommen zu können glaubte. Im Rückgriff auf die eigentlich längst gewußte Weite und Universalität des Evangeliums begann man, einzementierte und als unaufgebbare bezeichnete Positionen zu hinterfragen. Ich greife das wohl revolutionärste Dokument des Konzils, die Erklärung „**Dignitatis humanae**“ über die Religionsfreiheit heraus. Für Erzbischof Levebre und seine Traditionalisten war dies der offenkundige Beweis, daß Papst und Kirche mit diesem Konzil den Bruch mit dem eigenen Selbstverständnis, den Bruch mit der dogmatischen Tradition vollzogen hätten und deshalb nicht mehr die wahre Kirche sein könne. Und in der Tat: Noch im 19. Jahrhundert wird die freie Gewissensentscheidung in Sachen Religion von verschiedenen päpstlichen Enzykliken als mit dem katholischen Glauben völlig unvereinbar abgelehnt. Nun aber, *„nach einem Irrweg von mehr als 1500 Jahren mit verheerenden Folgen für die Menschen hat die Kirche in dieser zentralen Frage zur Botschaft des Evangeliums zurückgefunden“* (R. Heinzmann in: „Erinnerung an einen Aufbruch“ Würzburg 1995, S. 89), wenn es nun heißt: **„Somit verfolgt die Kirche in Treue zur Wahrheit des Evangeliums den Weg Christi und der Apostel, wenn sie anerkennt und dafür eintritt, daß der Grundsatz der religiösen Freiheit der Würde des Menschen und der Offenbarung entspricht.“** (Nr. 12) Auf dem Konzil von Florenz (1442) hieß es noch, *„daß niemand außerhalb der katholischen Kirche – weder Heide, noch Jude, noch Ungläubiger oder ein von der Einheit Getrennter – des ewigen Lebens teilhaftig wird..., wenn er sich nicht vor dem Tod der (katholischen) Kirche anschließt.“* (Denzinger-Hünemann 1351)

Hier haben wir sie wieder – diese Spannung zwischen dem anfangs so abstoßenden Verhalten Jesu im heutigen Evangelium, seinem anfänglichen Verdikt und seinem schließlichen Einlenken und Lernen, daß Gott ganz anders denkt, die Grenzen sprengt, und sich der Horizont seines Heilshandelns weitet. *„Frau, dein Glaube ist groß“*, sagt Jesus schließlich zu ihr. Auch unser Glaube ist nur groß, wenn auch er weit und bereit ist, eine Entwicklung zuzulassen, die die Kirche einladend und lernfähig sein läßt.

J. Mohr, St. Raphael HD